

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 20 (1968)
Heft: 4

Rubrik: Blick auf die Leinwand

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Doctor Dolittle

Produktion: England, 1967

Regie: Rich. Fleischner

Besetzung: Samantha Eggar, Rex Harrison, Anthony Newly, Rich. Attenborough

Verleih: Fox

FH. Eine Verfilmung des bekannten englischen Kinderbuchs von dem Landarzt, der sich von den Menschen abwandte, um sich den Tieren zu widmen, deren Sprache er verstand und reden konnte? Doch wohl ein Märchen für Kinder! Nicht so ganz, es tauchen rasch bei aller scheinbaren Harmlosigkeit Fragen und Gesichtspunkte auf, die Erwachsene angehen.

Inspiriert wurde dieses neue, grosse, farbige Film-Musical durch den grossen Erfolg des zwei Jahre älteren «My Fair Lady», dessen Machart getreulich kopiert wurde. Doch hinter jenem stand ein Mann von der geistigen Potenz G. B. Shaws, einer geistig durchleuchteten Wirklichkeit verbunden, während wir es hier mit einem Märchenstoff zu tun haben, dem Phantastischen verpflichtet. Nun gibt es nichts schwierigeres, als Märchen zu verfilmen, denn in dem Augenblick, da sie auf der Leinwand erscheinen, stellen sie, die zum Träumen, Schwärmen und Grübeln geschaffen wurden, greifbare, seh- und hörbare Wirklichkeit dar. Aus ist es mit den eigenen Luftschlössern, den lustvollen Selbst-Vorstellungen. Das kann kaum ohne Enttäuschungen abgehen, der Zauber ist gebrochen, man ist nicht damit einverstanden. Nur ganz grosse, überragende Kunst, die einem den Atem verschlüge, könnte diese Schwierigkeit bewältigen.

Das ist hier nicht der Fall, war auch kaum beabsichtigt. Es sollte ein unterhaltender, heiterer Familienfilm werden, der allen etwas bringt, was grosse Aufwendungen voraussetzt. So sind manche hübsche Sequenzen entstanden,

etwa wie der Doktor seine Tiere, und keineswegs nur gut-erzogene, pflegt und umsorgt, und sie vor Schmerzen und mannigfachen Gefahren schützt, die allerdings nicht immer sehr ernsthaft scheinen. Es sind besonders die Tiere, welche sich als sympathisch erweisen, von ihnen geht manchmal ein Hauch des alten Märchenzaubers aus. Eine Art Paradies auf Erden scheint einige Male zu herrschen, mit einem idyllischen Frieden, freudig und ohne jede Dissonanz.

Dagegen sind die Szenen im Zirkus weniger erfreulich. Der Doktor will mit solchen Vorstellungen Geld verdienen, um auf eine neue Forschungsreise zu gehen. Es widerstrebt einem, die sympathischen Tiere auf Kommando zu billigen Kunststückchen abgerichtet zu sehen. Nett ist, wie sie ihm dann aus einem Gefängniswagen helfen, worin er von seinem Gegner zwecks Ueberführung in eine Irrenanstalt gesperrt worden ist, und auch sonst immer wieder Schwierigkeiten beseitigen, bis endlich die Riesenschnecke gefunden wird, die er suchte. Das ist alles vergnüglich zu sehen und wäre auch nett ohne das Anhängsel mit einem Mädchen, das unmotiviert in das Abenteuer eintritt.

Da die Märchenatmosphäre nicht durchgehalten werden konnte, ist eine Diskrepanz zwischen Tatsachen und Erdichtungen entstanden. Das drückt auf die innere Glaubwürdigkeit, es scheint vieles trotz des grossen Aufwandes als zu nüchtern, zu direkt. Leider ist die Musik dürrig und ohne Einfälle. Nur einzelne Texte der Songs sind gut, darunter einer, der einen Protest gegen die Art darstellt, wie wir Menschen mit den Tieren umgehen. Die Gestaltung ist konventionell, man hatte es trotz des grossen Aufwandes, der Zeit erfordert hätte, offenbar eilig, rasch die gute Stimmung, welche das vorangegangene Musical «My fair Lady» im Publikum hinterlassen hatte, auszunützen. Doch ist im ganzen immer noch ein sympathischer Familienfilm mit manchen heiteren Momenten daraus geworden.



Die Tiere erweisen sich in dem Film «Dr. Dolittle» als ausgezeichnete Schauspieler.

Alle Jahre wieder

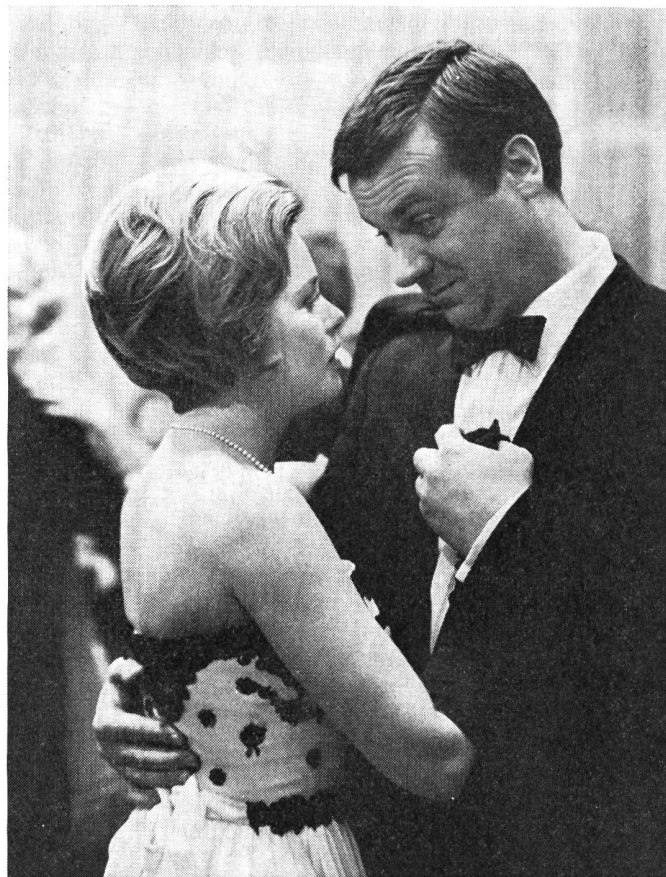
Produktion: Deutschland, 1966
Regie: Ulrich Schamoni
Besetzung: H. D. Schwarze, Ulla Jakobsson,
Sabine Sinjen, Johannes Schaaf, Werner Schwier
Verleih: Rialto

ms. Ein Film über Spiesser für Spiesser: so reagierten viele deutsche Kritiker auf Ulrich Schamonis Zweitling, «Alle Jahre wieder»: als er 1967 in Berlin gezeigt wurde. Ulrich Schamoni hatte 1965 mit seinem Erstling «Es» den bis dahin aussensseiterischen «jungen deutschen Film» kinogängig gemacht, und das ist ein Verdienst wenigstens in den Augen dessen, der es als sinnlos betrachtet, Filme zu drehen, die ein Publikum nicht suchen und die dennoch der staatlichen Kulturförderung teilhaftig werden sollen. Die «Jüngstfilmer» indessen haben Ulrich Schamoni schwer angekreidet, dass er sich dem Kino und damit möglicherweise dem Erfolg verschrieben hat. Man klagt ihn an, den Kompromiss mit dem Establishment geschlossen zu haben. Nun, junge, unvergorene Menschen haben ein Recht, so radikal zu sein; problematischer wird die Anklage dann, wenn sie von älteren, selbst bewährten Filmkritikern erhoben wird, die offenbar keinen anderen Ehrgeiz mehr haben, als mit den Jungen und Jüngsten in der Mode zu sein.

Nüchtern betrachtet, ist «Alle Jahre wieder» ein Film mit Qualitäten und mit Schwächen. Ulrich Schamoni, heute 29 Jahre alt, hat gar keinen Wert darauf gelegt, einsam durch sein Thema und seine Behandlung hervorzuragen. Was er wollte, ist gute Unterhaltung, was freilich in der Auffassung derer, die jedes sogenannte Arrangement mit der bestehenden Gesellschaft bereits als einen Verrat an einer hehren ideologischen Aufgabe des Films betrachten, Grund genug ist, dass er ausser Abschied und Traktanden fällt. Unterhaltung, auch wenn sie möglicherweise hintergründig noch Kritik enthält, ist bereits ein Frevel, ist — schlimmer — eben eine Kapitulation vor der Gesellschaft, die im Sprachgebrauch ihrer Opponenten als eine «postfaszistische» oder «restaurative» schlichtweg hinwegzuwischen ist. Ein Mittel, solche Wischarbeit auszuüben, soll der Film sein; er darf also nicht unterhalten, sondern muss provozieren, revolutionieren, Bewusstsein ändern.

Sei's! Ulrich Schamonis Film tut alles das zweifellos nicht. Er hat keinen Helden, der sich wandeln, also politisch-gesellschaftlich neu konzipieren würde, und er kann deshalb auch nicht verändernd auf die Gesellschaft selbst einwirken. Ulrich Schamoni hielt es für richtig, und er erweist sich dadurch als ein Künstler, lediglich einen Zustand aufzuzeigen: die Miefigkeit und die Selbstzufriedenheit eines im Laufe des Wirtschaftswunders zahlungskräftig, noch phantasieloser und aufdringlich gewordenen Kleinbürgertums. Die Qualität des Films besteht gerade in der präzisen Schilderung dieses provinziellen deutschen Milieus, das — im Film, — seinen Stammsitz in Münster hat, das aber, so oder so, überall stattfinden könnte. Kann man indessen übersehen, dass in eben dieser Präzision das Element des Satirischen sitzt? Dass also Distanz da ist. Ein Film über Spiesser: gewiss. Für Spiesser: auch sie werden ihn goutieren. Aber von einem Spiesser: das Sousentendu ist unberechtigt.

Eines freilich ist Ulrich Schamoni nicht ganz gelungen: die beabsichtigte Absage der nachwachsenden Generation an die Vierzigjährigen wird nicht stichhaltig. Das junge Mädchen, das der in seiner Ehe gescheiterte «Held» als Freundin hält, reicht als Figur des Protestes gegen den Mief und das Geld nicht aus; es erscheint höchstens als



Der Spiesser und seine Freundin in dem zu sehr mit Spiesserrherrlichkeit angefüllten Film «Alle Jahre wieder», als dass er durchwegs als blosse Parodie aufgefasst werden könnte. (Links Sabine Sinjen)

ein seiner selbst nicht sicheres Menschenkind, das profitiert. Viel eher profiliert sich die Absage an die Kleinbürgerlichkeit in der Figur des «Spezi» genannten Gastwirtes, um den Resignation und Traurigkeit herrschen; Johannes Schaaf spielt diesen Mann, der zu den menschlich reichsten Figuren des bisherigen «jungen deutschen Films» gehört. Hier erlangt Ulrich Schamoni, vielleicht über das Drehbuch von Michael Lentz hinaus, eine Ironie, die nachdenklich stimmt; sonst geht die Ironie meist unter in saftigstem Spass, der freilich als westfälisch angesprochen werden könnte, einem Spass, der zum Schluss wiederum überschwemmt wird von der Derbheit eines Saufgelages, das nicht nur dramaturgisch verfehlt ist, sondern — was schlimmer ist — die Distanz, die doch deutlich angestrebt wird, vollends aufhebt.

Die eine und die andere (L'une et l'autre)

Produktion: Frankreich, 1967
Regie: René Allio
Besetzung: Malka Ribovska, Philippe Noiret,
Françoise Prévost, Claude Dauphin
Verleih: Ideal-Film, Genf

uj. In seinem ersten Spielfilm «La vieille dame indigne» nach einer Kalendergeschichte von Bert Brecht, hat René Allio eine Greisin geschildert, die in ihren alten Tagen — wenn auch auf eine für die Umwelt schockierende Weise — zu sich selbst findet. Auch in seinem zweiten Film ist

die Bewusstseinswerdung das zentrale Thema. Diesmal ist es eine begabte Schauspielerin zwischen dreissig und vierzig, die sich zum Bekenntnis zu ihrer eigenen Persönlichkeit durchringen muss. Allio hat seine Geschichte im Théâtre d'Aubervilliers in der Pariser Bannmeile angesiedelt. Die Protagonistin will ihrem Leben — angeregt durch eine Rolle, die sie in einem Tschechow-Stück spielt — eine neue Wendung geben. Doch ihre starken Bindungen zu ihrem Partner, die Bindung zu den Konventionen überhaupt, lässt sie vorerst scheitern. Der Versuch, ihre Probleme dadurch zu lösen, dass sie sich als ihre bewunderte Schwester verkleidet und sich so zu ihrer eigenen Fürsprecherin macht, bringt sie zu einer Erkenntnis: Individuen sind zwar austauschbar, nicht aber ihre Persönlichkeit. Diese Erkenntnis läutert die Schauspielerin und verhilft ihr zur Auffindung ihrer eigenen Persönlichkeit und ihres Selbstbewusstseins.

«L'une et l'autre» ist der Film eines sensiblen Regisseurs für empfindsame Zuschauer. Die Dramaturgie stützt sich ganz auf den inneren Konflikt der Schauspielerin, das Werk lebt von den Spannungsverhältnissen Spiel — Leben und Theater — Wirklichkeit. Allio, der als Bühnenbildner für Peter Brook, Sir Laurence Olivier und Giorgio Strehler gearbeitet hat, kennt sich in der Welt des Theaters ebenso gut aus wie im grossen Welttheater — dem Leben. So gelingt es ihm — wenigstens in der zweiten Hälfte des Films — die beiden Pole nebeneinander laufen zu lassen, sie gegeneinander auszuspielen und sie gleichzeitig miteinander zu verschmelzen. Schade, dass sich der Eindruck wirklich künstlerischen Gestaltens erst gegen die Mitte des Filmes einstellt. Die Exposition ist ebenso kompliziert wie langfädig geraten und strapaziert den Zuschauer über Gebühr.

Abseits der wogenden Menge

(Far From the Madding Crowd)

Produktion: England, 1967
Regie: John Schlesinger
Besetzung: Julie Christie, Terence Stamp, Peter Finch, Alan Bates
Verleih: MGM

uj. In einsamer englischer Landschaft tut sich etwas: Julie Christie erbt von ihrem Filmonkel eine Farm. Und obschon diese abseits der wogenden Menge liegt, sind alsbald drei Männer zur Stelle, die um die reizende Meisterin buhlen. Der treue und tüchtige Schafhirte Gabriel Oak, der schon angegraute und einsame Gutsbesitzer Boldwood und der draufgängerische Sergeant Troy. Da Julie eines jener seltsam unentschiedenen weiblichen Wesen ist, verliebt sie sich einmal in den reichen Gutsbesitzer, ihr Jawort aber gibt sie nach einem Schäferstündchen in grüner Hügellandschaft dem Haudegen Troy. Doch schon nach wenigen Ehestunden entpuppt sich dieser als Schürzenjäger, Säufer und Spieler. Glücklicherweise werden die Qualen der mit traurigen Augen umher wandernden Julie verkürzt, indem sich ihr Gatte, von dem der Zuschauer im letzten Augenblick auch noch seine menschlichen Seiten erfahren hat, ins Meer stürzt. Kein Wunder, dass der Gutsbesitzer Morgenluft wittert. Doch im Augenblick, in dem er Julie ernsthaft um die Hand anhalten will, taucht Troy wieder auf, denn dieser ist, so wird dem Zuschauer erzählt, verhängnisvollerweise von einem Boot aufgefischt worden, noch ehe er sein Leben aushauchen konnte. Das erzürnt Boldwood begreiflicherweise dermassen, dass er zur Pistole greift und ausführt, was dem tiefen Meer nicht gelungen war. Dafür wird er, so verlangen es Recht und Gesetz, hingerichtet. Und damit ist endlich — drei Stunden sind indessen vergangen — die Bahn für

den Schafhirten frei, der während all der Wirrnisse treu und besorgt seine Aufgaben auf dem Bauernhof erfüllt hat. Dem Glück steht fortan nichts mehr im Wege.

Man brauchte über diesen kernigen Heimatfilm englischer Provenienz keine weiteren Worte zu verlieren, wenn er nicht von jenem Regisseur stammen würde, dem wir so wichtige und entscheidende Filme wie «A Kind of Loving», «Billy Liar» und «Darling» verdanken. Wohl entschädigen die guten schauspielerischen Leistungen von Stamp, Finch und Bates einigermaßen für die schlechte Geschichte, und auch die Aufnahmen lassen teilweise durchblicken, dass ein Könner am Werke war. Doch die Enttäuschung, dass sich Schlesinger als massgebender Vertreter des englischen «Free Cinema» dazu hergegeben hat, diese herzbrechende Fabel auf das Zelluloid zu bannen, ist gross.

Casino Royale

Produktion: England, 1967
Regie: Val Guest
Besetzung: David Niven, Ursula Andress, George Raft, Jean Paul Belmondo
Verleih: Vita

ms. Die Filme, die nach den Agentenromanen von Jan Fleming gedreht worden sind, könnten selbst schon als Parodien gelten. Parodien auf den Agentenfilm. Möglicherweise sind selbst die Romane Jan Flemings Parodien. Sind sie es, so sind sie's aus der persönlichen Erfahrung heraus. Und dahinter steht die Exotik eines aus den Regeln geratenen, ja auf die Verachtung der Regeln exerzierten Lebens. Da ist dann der Libertinage der Phantasie keine Grenze mehr gesetzt!

Jan Fleming hat in seinem Erstling, «Casino Royale», diese Phantasie noch unterbunden. Schon der Schauplatz ist banal: ein Lebeweltmilieu an der nordfranzösischen Küste. James Bond ist nahe zu Hause, zu nahe. Das mag der Grund sein, dass «Casino Royale» erst jetzt von den Filmfachleuten entdeckt worden ist. Was nahe ist, meint man besser zu kennen, und so ist es durchaus richtig, dass der erste Film, der wirklich zu einer Parodie auf die Bond-Welle geworden ist, auf Grund von «Casino Royale» entstand. Die vertraute Nähe nur kann parodiert werden. Von Jan Flemings Roman allerdings ist wenig übrig ge-



In «L'une et l'autre» schildert René Allio die entscheidende Phase im Leben einer Schauspielerin, die sich zur Erkennung ihrer eigenen Persönlichkeit durchringen muss. Der Film weist mit Malka Ribovska und Philippe Noiret in den Hauptrollen eine hervorragende Besetzung auf.

blieben. Er servierte lediglich die Inspiration. Der Film, der daraus entstand, lässt den Roman nicht wieder erkennen. Er ist besser als alles, was Jan Fleming je geschrieben hat; so wächst ein Sujet über sich selbst hinaus. Wächst hinaus auch über alles, was je an Bond-Filmen über die Leinwand gelaufen ist.

Auch den Regisseuren, die Ch. Feldmann engagierte - unter ihnen John Huston -, geriet sie nicht richtig in die Hände; bis er Val Guest, den Engländer, als Koordinator holte. Val Guest sollte zusammenstellen, was fünf andere Regisseure inszeniert hatten; als sechster machte er einen neuen Film. Das ist an sich neu ganz und gar nicht! Hollywood ist berüchtigt dafür, dass die einen fertig machen, was die anderen begonnen haben. Diesmal wurde das Resultat aber nicht verdorben. Es wurde besser.

Val Guest hat eine Crazy-Comedie gedreht. Freilich verhalf ihm die verworrene Ausgangslage des Films dazu: jeder der Autoren und Regisseure imaginierte sich einen anderen James Bond, und so wurden schliesslich - nach fünf Drehbuchautoren und sechs Regisseuren - sieben daraus. Sieben aus einem Ursprung: dem Ur-Bond. Der sitzt, seit er um Mata Hari, seine Geliebte, Trauer trägt in Afrika, in einer Villa, die Löwen vor Eindringlingen behüten, und spielt, jeweils abends um fünf Uhr, Debussy. Den Ur-Bond, der jede Nachahmung beschämt, vor allem die durch Sean Connery berühmt gewordene des sexprotzenden Killers, spielt David Niven: ein Gentleman englischer Prägung, smart und snobistisch, gelassen und melancholisch, überlegener Strategie und anfällig für jegliche Perversion.

Mehr lässt sich über «Casino Royale» in bezug auf die Handlung nicht sagen. Der Rest ist verworren, aber dafür klarer Unsinn.

«Casino Royale» ist letzten Endes ein britischer Film. Er persifliert englisches Landleben und englische Partnership, er persifliert die Amerikaner und das Cia, die Franzosen und das Deuxième Bureau, auch die Russen, die angesichts des wohlbeleibten gegnerischen Bosses Orson Welles zur Kollaboration mit dem Westen bereit sind. George Raft, der Supergangster des amerikanischen Kriminalfilms, präsentiert sich als Mister Himself, Jean-Paul Belmondo weckt die Hoffnung, dass auch die Franzosen doch noch kommen. Die politischen Anspielungen sind ohne Ende, und die Karikaturen der Filmklischees lösen sich ohne Unterbruch ab. Alles wird stilistisch durch-exerziert, von Paul Wieners «Caligari» und seiner expressionistisch verzerrten Kulissengraphik bis zum Pop-Art Richard Lesters, vom melodramatischen Zuckerguss Hollywoods bis zur cleveren Sterilität der Connery-Bond-Filme selbst. Und über alles strahlt Ursula Andress, von der ein amerikanischer Kritiker gesagt hat, sie sei seit der Erschaffung der Alpen das grösste Naturwunder der Schweiz. Die Alpen jedenfalls sind nicht steifer.

«Casino Royale» ist ein Film für Filmkenner. Er ist ein Film aber auch für jene, die sich unterhalten wollen. Nur müssen sie es sich gefallen lassen, dass ihr Held, James Bond, zerzaust wird. Auch wenn er, zum Schluss, gen Himmel fährt. Obwohl wie es auch angedeutet ist, der Teufel mehr Anrecht auf ihn hat.

Der Admiral

Produktion: USA, 1965 — Regie: Rob. Montgomery — Besetzung: James Cagney — Verleih: Unartisco.

Der Krieg im Süd-Pazifik von 1942 wird hier in den Reaktionen eines kommandierenden Admirals geschildert, der gemäss seinem Gewissen zu leben sucht. Der Versuch ist auf grosse Strecken gelungen, auch durch gutes Spiel.

Ausführliche Kritik FuR, 18. Jahrgang Nr. 27, Seite 115.

Diese Besprechungen können auch auf Halbkarton separat bezogen werden. Abonnementszuschlag Fr. 4.—, vierteljährlicher Versand. Bestellungen mit Postkarte bei der Redaktion.

Die Besprechungen können auch separat, ohne die Zeitung, abonniert werden zu Fr. 10.— jährlich

Abseits der wogenden Menge

(Far from the Madding Crowd)

Produktion: England, 1967 — Regie: John Schlesinger — Besetzung: Julie Christie, Terence Stamp, Peter Finch, Alan Bates. — Verleih: MGM

John Schlesinger, der mit seinen Filmen «A Kind of Loving», «Billy Liar» und «Darling» zu den markantesten Vertretern des britischen «Free Cinema» gehört, hat sich mit diesem Werk auf kommerzielle Bahnen begeben. «Abseits der wogenden Menge» ist ein kerniger Heimatfilm englischer Provenienz. Einzig die guten schauspielerischen Leistungen und sauberen Aufnahmen vermögen den Zuschauer mit der schlechten Geschichte hin und wieder zu versöhnen.

Ausführliche Kritik 20. Jahrgang Nr. 4, Seite 52.

Die eine und die andere (L'une et l'autre)

Produktion: Frankreich, 1967 — Regie: René Allio — Besetzung: Malka Ribovska, Philippe Noiret, Françoise Pré vost, Claude Dauphin — Verleih: Ideal-Film, Genf.

René Allio schildert hier die entscheidende Phase im Leben einer Schauspielerin, die sich, um ein neues Leben beginnen zu können, zur Erkennung ihrer eigenen Persönlichkeit durchringen muss. Der Regisseur hat die Geschichte in einem Vorstadtheater angesiedelt, was ihm Gelegenheit bietet, Spiel und Wirklichkeit miteinander zu einer geglückten Einheit zu verbinden. Durch die allzu mühsame Exposition läuft der Zuschauer Gefahr, dem zweiten, künstlerisch wertvollen und subtilen Teil des Filmes nicht mehr mit der nötigen Aufmerksamkeit zu folgen.

Ausführliche Kritik 20. Jahrgang Nr. 4, Seite 51.

Die Schlangengrube und das Pendel

Produktion: Deutschland, 1967 — Regie: Harald Reinl — Besetzung: Lex Barker, Karin Dor, Christopher Lee — Verleih: Domino.

Farbiger Gruselfilm von einem Grafen, der das Blut von 13 verängstigten Jungfrauen benötigt, um das ewige Leben zu erringen. Aber es zeigt sich ein Kreuz, und das Unterfangen scheitert. Der Stoff stammt von Edgar Allan Poe, doch ist von dessen kraftvoller Verdichtung, die Grauen erzeugt, in dem Film trotz eines grossen Aufwandes nichts zu verspüren, weil eine schwächliche Regie das Wesentliche nicht vom Aeusserlichen unterscheiden kann.

Liebe 1 — 1000

(Kärlek 1—1000)

Produktion: Schweden, 1966 — Regie: Lennart Olsson — Besetzung: Helena Reuterblad, Per Eriksson, Inger Liljefors. Verleih: Elite.

Wieder einer jener bekannten Schwedenfilme um junge wenig intelligente Männer, die eine tolle Nacht verleben, diesmal zwecks besserer Absicherung in den Mantel der Parodie gekleidet. Ein Besuch lohnt sich schon deshalb nicht, weil die Zensur den Film überall stark beschneiden muss, sodass niemand auf seine Rechnung kommt.

Darling

Produktion: England 1965 - Regie: John Schlesinger - Besetzung: Julie Christie, Dirk Bogarde, Laurence Harvey — Verleih: Cinévox

Einem Photomodel gelingt durch ehrgeiziges, rücksichtsloses Manövrieren der «Aufstieg» bis in den Adel als Prinzessin. Zu spät erkennt sie, dass sie eine Gefangene der Konvention geworden ist und gar nichts erreicht hat. Der einfache Reporter, den sie betrogen hatte und der ihr ein wertvolles Leben hätte bieten können, will von der Verzweiften nichts mehr wissen. Gute Regie und Darstellung.

Ausführliche Kritik FuR 18. Jahrgang, Nr. 27, Seite 115